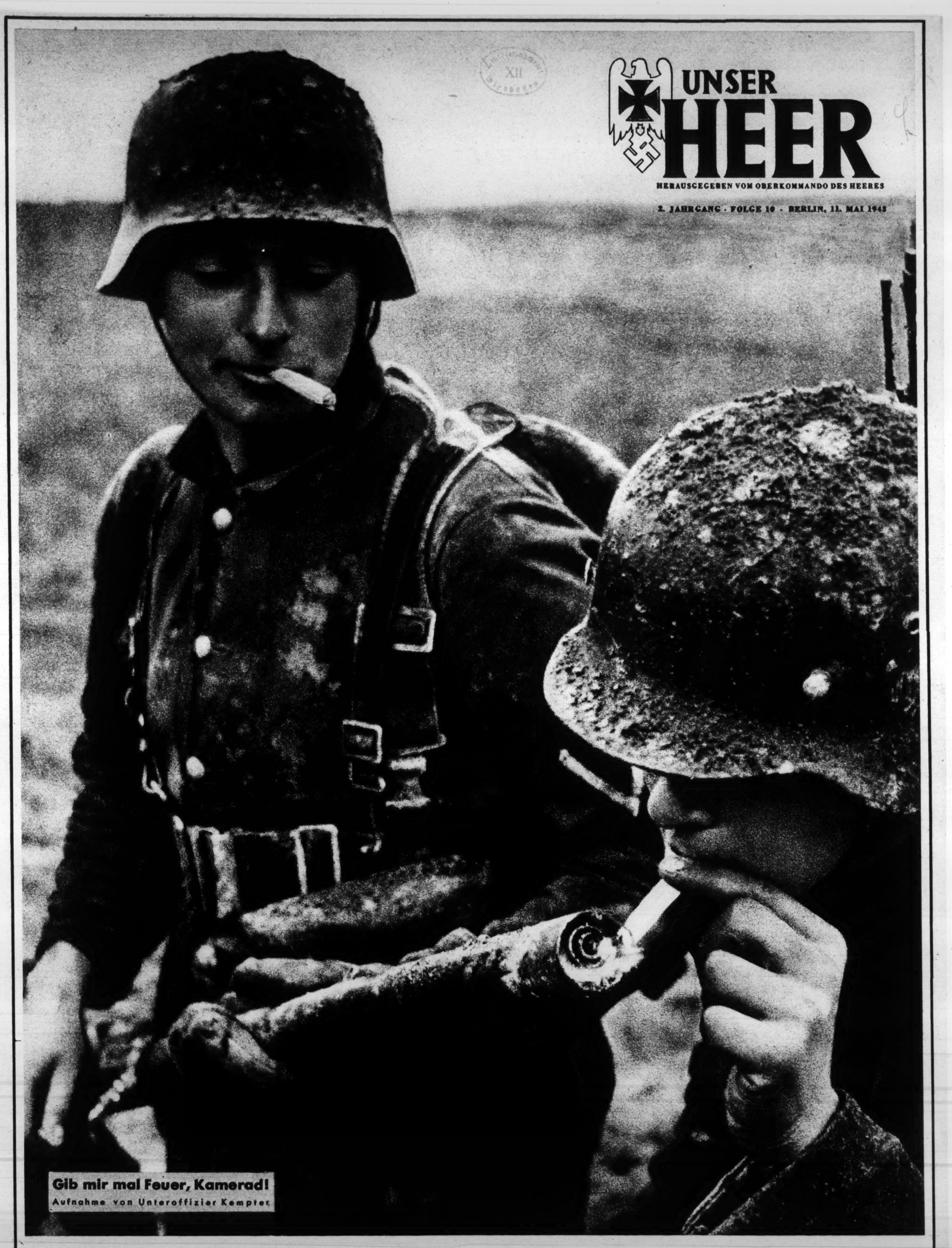


Gib mir mal Feuer, Kamerad!
Aufnahme von Unteroffizier Kempter

ES IST NICHT EIN KRIEG NUR FÜR UNSER DEUTSCHES VOLK ALLEIN, DEN WIR ALLE DIESES MAL FÜHREN, ES IST EIN KRIEG FÜR GANZ EUROPA UND DAMIT WIRKLICH FÜR DIE GANZE MENSCHHEIT

DER FÜHRER AM 30. JANUAR 1942

Russen, Ukrainer und Kaukasier gegen Sowjets



Der General der Osttruppen beim OKH, Generalleutnant Hellmich, befragt Freiwillige nach ihren Eindrücken

VON OBERLEUTNANT KARL MICHEL

Im Kampfe gegen Raum und Masse des Ostens entstanden durch die Selbsthilfe der Truppe die ersten Freiwilligenverbände aus kleinsten Anfängen. Landeseigene Kräfte wurden herangeholt, um Straßen, Knüppeldämme und Brücken in unwegsamem Gelände zu bauen. Beutefahrzeuge wurden mit ihren Fahrern eingestellt. Rotarmisten, froh, ihren Kommissaren lebend entronnen zu sein und die Greuelpropaganda von grausamen Gefangenenmißhandlungen Lügen gestraft zu sehen, stellten sich aus eigenem Antrieb der deutschen Truppe zur Verfügung und boten sich an, die Führung durch Minenfelder und die Erkundung feindlicher Stellungen zu übernehmen. So leisteten die ersten Hilfswilligen der Truppe wertvolle Dienste. Der Soldat war ihnen dafür dankbar, gab ihnen Verpflegung und auch deutsche Bekleidungsstücke, um diese Männer vor nachteiligen Verwechslungen mit Sowjetarmisten zu schützen.

Landeseigene Kampfverbände

Diese Hilfswilligen des Sommerfeldzuges 1941 waren stolz darauf, an der Seite des deutschen Siegers und Befreiers in ihre Heimat einziehen zu können und den Kampf durch ihre Mithilfe schneller zu Ende zu führen. Ihre wahre Treue und Zuverlässigkeit bewiesen sie aber erst während der vorübergehenden Rückschläge in der ersten Winterschlacht. „Sommer Germanski puh puh, Ruski laufen weg" sagten sie, „Winter schlecht für deutsche Maschinen, Ruski puh puh, Germanski bißchen zurück, Sommer wieder alles gutt." Gerade im Winterkampf erwies sich die freiwillige Mithilfe der erfahrenen landeseigenen Hilfswilligen als besonders wertvoll. Sie bauten aus zerschossenen Kraftfahrzeugen betriebsfähige Lastwagen zusammen, wärmten eingefrorene Kraftwagen an, fuhren mit Schlitten und Gespannen Munition in verschneite Stellungen, besorgten Kartoffeln, leisteten Dolmetscherdienste und waren unermüdlich besorgt um die deutschen Soldaten, von denen sie im Sommer gut behandelt worden waren. Die Kampftruppen konnten natürlich nicht alle Hilfswilligen einstellen, wenn sie es auch gern getan hätten. Außerdem wurde unter diesen Kräften auch der Wunsch immer stärker, nicht nur als Hilfswillige, sondern auch als Mitkämpfer an der Niederringung des Bolschewismus mitzuwirken. Die Bewährung bei gelegentlicher Heranziehung zu Kampfaufgaben infolge Verlustausfällen ließ eine Mehrung der Kampfkraft durch Zuteilung landeserfahrener Freiwilligenverbände erwarten. Das OKW erfüllte daher den Wunsch der Freiwilligen und verfügte die Aufstellung von landeseigenen Kampfverbänden. Die ersten Freiwilligenverbände enttäuschten die in sie gesetzten Hoffnungen keineswegs. Im Einsatz gegen bewaffnete Banden wurden sie geschult. Ihre Einsatzfreudigkeit stieg mit den gestellten Aufgaben. Die besten Erfolge zeigten landeseigene Verbände beim Einsatz an der Front selbst. Dort fühlen sie sich wohl und als gleichberechtigte Mitkämpfer gegen den Bolschewismus. Die harten Lebensbedingungen der deutschen Frontsoldaten sind um nichts besser als die der dort eingesetzten landeseigenen Kräfte. Das Gesetz der Front kennt keine Behandlungsunterschiede. Außerdem spornt das in sie gesetzte Vertrauen die landeseigenen Verbände an der Front zu höchsten Leistungen an. Besondere Einsatzfreudigkeit zeigten hier vor allem Kosakenverbände, die geschlossen zu den Deutschen übergegangen waren. Sie wollten an der Seite der Deutschen ihre alte Rechnung mit dem Bolschewismus begleichen. Sie zeigten uns am Don die grauen, verwitterten Baumstümpfe ihrer von den Bolschewisten umgehauenen Obstgärten, die früher eine Quelle bäuerlichen Wohlstandes gewesen waren. In den dafür neu angelegten Kollektivplantagen mußten die Bauern Fronarbeit leisten, aus deren Erträgen die Rüstung für die ihnen wesensfremde jüdische Weltrevolution bezahlt wurde. Schon einmal hatten die Kosaken die Hoffnung gehegt, mit Hilfe der Deutschen ihr Volkstum von den zersetzenden bolschewistischen Einflüssen zu befreien. Mit Tränen in den Augen sprechen sie dort unten noch heute von ihrem letzten Atamanen Krasnow, der mit deutscher Unterstützung das Dongebiet von den Bolschewisten befreite, aber 1919 unter dem Druck einer bolschewistischen Übermacht den Freiheitskampf der Kosaken aufgeben mußte. Zu lebendig ist in ihnen noch die Erinnerung an das Blutbad, das die Sowjets unter den Kosaken anrichteten, die auf Grund des sowjetischen Amnestieerlasses in ihrem Heimatgebiet geblieben oder dahin zurückgekehrt waren. Deshalb verließen dieses Mal die Terek- und Kubankosaken mit ihren Familien Haus und Hof, um der bolschewistischen Rachsucht zu entgehen. In eisigem Schneesturm zogen sie über die uralte Eisstraße westlich des zugefrorenen Dondeltas in die Südukraine, von wo aus ihre Vorfahren vor Jahrhunderten zum Schutze der russischen Südmark in das Don-, Terek- und Kubangebiet umgesiedelt worden waren. Nachdem die Kosaken ihre Familien in dem deutschen Auffanglager in Saporoschje in Sicherheit wußten, meldeten sie sich sofort freiwillig zum Kampf um die Wiedergewinnung ihrer Heimat. So sind die Kosaken zu kompromißlosen Kämpfern gegen den Bolschewismus geworden.

Ihre antibolschewistische Einstellung steht so außer Zweifel, daß sie sofort von der Fronttruppe mit Aufklärungs- und Sicherungsaufgaben betraut wurden. Der wieder lebendig gewordenen Tradition der Kosaken Rechnung tragend, ließ man diese Verbände in sich geschlossen am Feind. Sie haben dieses Vertrauen in jeder Lage gerechtfertigt. An dem erfolgreichen Durchbruch einer im Zug der Frontverkürzung vorübergehend eingeschlossenen deutschen Kampfgruppe waren Kosakenverbände maßgeblich beteiligt. Sie hatten die gesamte Aufklärung für den durchbrechenden Verband ausgeführt.

Die Aufteilung der übrigen Freiwilligen ergab sich aus ihren nationalen Beweggründen. So entstanden die Ostbataillone der russischen Befreiungsarmee, die Freiwilligenverbände des ukrainischen Befreiungsheeres und die Legionen der Kaukasus- und Turkvölker.

Die Ostbataillone kämpfen für ein neues Rußland ohne Bolschewismus und Kapitalismus. Die Schulterstücke unterscheiden sich von denen der deutschen Wehrmacht durch ihre breitere Unterlage. In der Anordnung der Sterne sind sie den deutschen Wehrmachtdienstgraden angeglichen. Gerade bei den Ostbataillonen zeigt sich das stark ausgeprägte russische Ehrgefühl. Die Russen haben ein feines Empfinden für gerechte Behandlung. Sie sind dankbar für alle Hinweise und willig, die aus der mangelnden deutschen Sprachkenntnis sich ergebenden Schwierigkeiten zu überwinden.

Auch die Ukrainer sind begeisterte Soldaten im Kampf für die Freiheit ihrer Heimat.

Bei den harten Kämpfen an der Krim haben die Krimtataren selbst zu den Waffen gegriffen. Ihr tapferer Einsatz fand sichtbare Anerkennung durch die vom Führer verfügte Entlassung der Krimtataren aus der Kriegsgefangenschaft.

Legionen mit stolzer Tradition

In den kaukasischen Legionen stehen Bergkaukasier, Georgier, Aserbeidschaner und Armenier. Ihre uralten nationalen Gebräuche, die in einer teilweise großartigen geschichtlichen Vergangenheit ihrer Völker wurzeln, werden in den Legionen sehr gepflegt. Der deutsche Soldat hat ein tiefes Empfinden für die Kraft, die diese Mitkämpfer gegen den Bolschewismus aus ihrem uralten Volkstum schöpfen. So sind die Kommandostellen der deutschen Wehrmacht bemüht, den Sitten und Gebräuchen dieser Völker durch entsprechende Freizeitgestaltung Rechnung zu tragen.

Wo immer landeseigene Verbände eingesetzt sind, erhalten sie Zuzug aus der feindlichen Front. Das Bewußtsein, zu Landsleuten überlaufen zu können, entzieht den bolschewistischen Greuelmärchen über Gefangenenmißhandlungen bei den Deutschen jeden Boden. Der Fronteinsatz landeseigener Verbände hat bei den gegenüberliegenden Verbänden der Sowjetarmee wiederholt zu solcher Zersetzung der Kampfmoral geführt, daß nach kurzer Frist eine Herauslösung dieser Verbände notwendig wurde.

Für das Erwachen ihrer Völker

Im besetzten Hinterland hat das Erscheinen landeseigener Verbände die Hoffnung der Landeseinwohner auf eine Befreiung vom Bolschewismus gestärkt. Die Einstellung der Landeseinwohner zur deutschen Wehrmacht und ihre Mitarbeit bei Versorgungsarbeiten ist freudiger geworden.

Die Besichtigung von deutschen Rüstungsbetrieben und Bauernwirtschaften durch verdiente Angehörige landeseigener Verbände hat bei den dort eingesetzten Ostarbeitern zur Steigerung ihres Arbeitseifers geführt. Sie fühlen sich ihren landeseigenen Verbänden an der Front gegenüber verpflichtet, auch ihren Teil durch Arbeitseinsatz in der Rüstungsindustrie und Landwirtschaft zum Siege über den gemeinsamen Feind ihrer Völker, zur Niederringung des Bolschewismus beizutragen.

Bei den Reisen, die bewährte landeseigene Frontkämpfer nach Deutschland machen durften, haben sie erkannt, weshalb die Sowjets die Mauer zwischen sich und Europa aufgerichtet haben. Die sowjetischen Völker sollten nicht sehen, wie das deutsche Volk lebt und wie es durch Überwindung des Klassenkampfes zur Volksgemeinschaft gefunden hat, nachdem es sich von Kapitalismus und Bolschewismus freigemacht hatte. Genau so, wie der Nationalsozialismus nicht nur aus seiner antibolschewistischen Einstellung heraus zu seiner geschichtlichen Aufgabe gekommen ist, sondern vor allem durch sein Programm für die Lösung aller deutschen Schicksalsfragen, kämpfen auch die landeseigenen Verbände für die Hoffnung auf eine neue glückliche Entwicklung ihrer Völker unter der Führung Deutschlands. Sie würdigen die schweren Blutopfer, die Deutschland für die Befreiung ihrer Heimat bringt, sind sich aber bewußt, daß die endgültige Stellung ihrer Völker in der europäischen Völkerfamilie nur durch ihren eigenen Anteil am Kampf bestimmt wird. Sie fühlen sich als Blutzeugen für das Erwachen ihrer Völker und sind freudig bereit, ihren Blutzoll zu entrichten. Sie rekrutieren sich aus der noch unverdorbenen, jungen Generation, die weder bolschewistische Scheuklappen anhat, noch sich durch reaktionäres Emigrantentum beeinflussen läßt. So sind sie selber zu Propagandisten einer Idee geworden, die schicksalbestimmend für die Völker der ehemaligen Sowjetunion werden kann, wenn diese sich durch das Beispiel ihrer landeseigenen Verbände aus ihrer passiven Haltung aufrütteln lassen. Die Freiwilligen lehnen daher Mitläufer ab, die sich vermeintlicher materieller Vorteile wegen melden oder nur um dem harten Los der Kriegsgefangenschaft zu entgehen. Auch bei den landeseigenen Verbänden muß das Ziel der Befreiung ihrer Heimat und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft der Anlaß zum freiwilligen Einsatz bleiben.





Landeseigene Freiwillige gegen die Sowjets

Teilweise mit Beutewaffen ausgerüstet, leisten die Freiwilligen hauptsächlich im Kampf gegen Banden wertvolle und zuverlässige Hilfe. Hierbei zeichnen sich besonders die Kosakenverbände aus, die als kompromißlose Kämpfer gegen den Bolschewismus gelten können und die nun im deutschen Heer ihre alte Reitertradition fortführen dürfen. Mit Aufklärungs- und Sicherungsaufgaben betraut, blieben Kosakenverbände geschlossen am Feind und haben das in sie gesetzte Vertrauen in jeder Lage gerechtfertigt

Ihre Ausbilder stammen aus den eigenen Reihen

Eine besondere Genugtuung ist es für die freiwilligen Verbände, daß ihre Ausbilder sich aus den Formationen selbst rekrutieren, eine Maßnahme, die dem stark ausgeprägten Ehrgefühl dieser Völker entgegenkommt. Darüber hinaus fördern die Kommandostellen der deutschen Wehrmacht die Pflege der Tradition und uralten Brauchtums in den Legionen

Vor der Front ihres landeseigenen Verbandes ausgezeichnet

Besonders bewährte Offiziere erhielten die Tapferkeitsauszeichnung für landeseigene Verbände, die in drei Stufen verliehen werden kann. Die Freiwilligen tragen die Uniform des deutschen Heeres. Ihre Schulterstücke unterscheiden sich durch breitere Unterlage, und die Anordnung der Sterne ist den deutschen Dienstgraden angeglichen



FERNAUFKLÄRUNG GEGEN WOLKEN UND WIND

Wettervorhersage im Kriege noch wichtiger als im Frieden

„Mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes wurde ausgezeichnet der Wetterflieger Leutnant Rudolf Schütze", so verkündete vor einigen Wochen die Stimme des Rundfunks. Da mag mancher erstaunt aufgehorcht haben: es gibt also Wetterflieger, meteorologische Fernaufklärer?! Aber es gibt, seit den ersten Tagen des Krieges, keine allgemeinen Wettervoraussagen mehr, keine Wetterkarten und -berichte; der öffentliche Wetterdienst scheint seine Tätigkeit eingestellt zu haben?

Er hat sie nicht eingestellt; er hat sie nur umgestellt — auf die Bedürfnisse der Kriegführung. Jede Kriegshandlung, gleichgültig ob auf der Erde, in der Luft oder auf den Meeren, wird vom Wetter beeinflußt, sie wird von ihm begünstigt oder erschwert, und immer wieder ist in den Wehrmachtberichten auch vom Wetter die Rede, denn jede Wettererscheinung kann eine Kampfhandlung bestimmend beeinflussen. Deshalb erscheint die „meteorologische Fernaufklärung" nicht weniger wichtig und wertvoll als die militärische.

*

Ein Fischerboot gleitet ins Meer hinaus, stößt durch die Brandung ins offene Wasser vor; die See liegt glatt wie ein Spiegel, nur ganz leise bewegt von der sanften Dünung. Der Fischer erhebt sich in seinem Kahn, schaut hinaus in die grenzenlos scheinende Weite, hebt langsam die Hand und weist nach Nordwesten: da liegt es auf dem Meer wie ein dunkler, farbloser Streif. Und er prophezeit aus der Wettererfahrung von Generationen Sturm, mindestens aber einen steifen Nordwest.

Der Unerfahrene mag diese Sehergabe bewundern wie Zauberei, aber der Fischer hat den Sturm — vielleicht ihm selbst unbewußt — wirklich „gesehen"; er hat die dunklen Wolken sich spiegeln sehen fern auf dem Meer; er weiß aus langer Erfahrung, daß ein Schlechtwettergebiet in der Stunde dreißig bis fünfzig Kilometer zurücklegt, er weiß, daß es in diesem Augenblick noch drei- oder vierhundert Kilometer entfernt ist, also in zehn oder zwölf Stunden die Küste erreicht haben wird. Also eine optische Fernaufklärung, eine natürliche „Sehergabe".

Früher war die Wettervorausschau das Vorrecht der Priester und Seefahrer, der alten Schäfer und einiger verlachter Phantasten; seit Jahrzehnten jedoch ist die meteorologische Fernaufklärung über die ganze Welt wissenschaftlich organisiert. Seit der Erfindung von Telegraphie und Funk ist sie von allgemeiner Bedeutung geworden, denn die elektrisch weitergegebene Nachricht überholt den schnellsten Orkan, der mit hundert Kilometer in der Stunde dahinbraust. Über den ganzen Erdball sind heute Wetterbeobachtungsstellen verteilt, die ihre Messungen und Beobachtungen an bestimmte Sammelstellen geben; sie wieder tauschten ihre Beobachtungsergebnisse untereinander aus. Theoretisch wäre es durchaus möglich, jeden Tag eine „Welt-Wetterkarte" zu zeichnen, aus der man das im Augenblick an irgendeinem Punkte der Erde herrschende Wetter ersehen könnte. Die Meteorologen tun nicht viel anderes als der Fischer in seinem Kahn: wie er im Spiegel des Meeres die Ferne sah mit dem heraufziehenden Wetter, so erkennen die Meteorologen im Spiegel der Wetterkarte Wind und Wolken, Regen und Sonnenschein, ein „Sturmtief" oder ein Hochdruckgebiet, eine Gewitterfront oder einen Kaltlufteinbruch. Und wie der Fischer aus seiner Erfahrung, so wissen die Meteorologen aus ihren Forschungen und — aus dem Vergleich der Wetterkarten im Gefolge der Tage, wie die Störungen reisen, mit welcher Geschwindigkeit sie sich fortbewegen und welche „Zugstraße" sie über Europa einschlagen werden; denn es gibt gewisse Lieblingspromenaden, die die „Zyklonen", die Schlechtwettergebiete, auf ihrer Reise über den Kontinent bevorzugen. Wenn man zum Beispiel befürchten muß, daß eine vom Atlantik heranziehende Zyklone etwa die „Straße V b" ostwärts wandern wird, dann darf man für Ostdeutschland Regenfluten voraussagen und muß vielleicht sogar vor Hochwasser warnen. Denn die regenschwangeren Wolkengebirge stoßen in Schlesien mit den irdischen Gebirgen zusammen, werden zum Aufsteigen gezwungen, kühlen sich dabei ab, und da kältere Luft weniger Wasserdampf in sich aufzunehmen und zu halten vermag als warme, regnen sich die „erkälteten" Wolken aus, als hätten sie sich einen Schnupfen geholt.

Das ist nur e i n Beispiel der Wettervoraussage; man könnte hundert von ihnen anführen. Denn, wir wissen ziemlich genau, wie das Wetter „entsteht" und wo das Wetter für Europa zusammengebraut wird. Am Äquator wird die Luft von der Sonne erwärmt, steigt auf und wird — infolge der Erddrehung um ihre eigene Achse — verweht; an den Polen lagert arktische Luft, eisgekühlt. Irgendwo stoßen diese verschieden warmen und verschieden feuchten Luftmassen zusammen; es gibt einen Kampf, es bilden sich zwei Fronten; die Meteorologen nennen ein solches Kampfgebiet eine „Zyklone". Der geschlagene Feind wird verfolgt, der Kampf zieht sich über viele tausend Kilometer hin, bis der schwächere Gegner vernichtet, der Ausgleich zwischen Warm- und Kaltluft hergestellt, die Zyklone „okkludiert" ist. Die Wetterküche für Europa liegt vorwiegend zwischen Azoren und Island; die hier entstehenden Zyklonen ziehen meistens südöstlich auf die europäischen Küsten zu, und wir erleben sie als einen „Wetterumschlag". Hoch am heiteren Himmel erscheinen zierliche Federwölkchen — der berühmte „Zirrenaufzug" —, werden dichter, schließen sich zu einer weißlichen Wolkendecke zusammen, die immer tiefer zur Erde sinkt, immer schwerer und dunkler wird: es beginnt zu regnen, die „Warmfront" ist da; es regnet lang und anhaltend, dreihundert Kilometer weit, viele Stunden lang; dann hört es endlich auf; die warme Luft hat sich durchgesetzt, die Sonne bricht durch die Wolken, der Himmel ist wieder blau, nur ein paar leuchtend weiße Schönwetterwolken. Aber am nächsten Tage zieht eine schwarze, drohende Wetterwand auf, hoch aufgetürmt; kalte Böen peitschen die Erde, Regenschauer gehen nieder; es wird immer kühler, die Kaltluftfront setzt sich durch. Bald lassen die Schauer nach, der Himmel klärt sich von neuem auf. Die Zyklone ist vorbeigezogen.

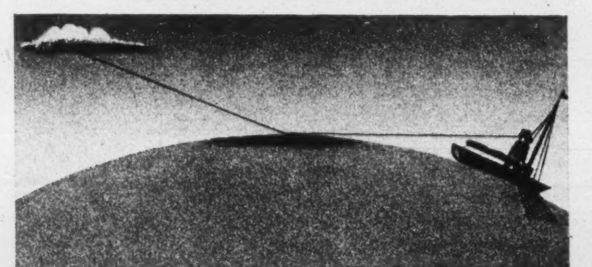
Wenn man also aus der Wetterkarte das Herannahen einer solchen Zyklone erkennt, dann kann man den Wetterverlauf mit einiger Bestimmtheit für die nächsten Tage voraussagen.

*

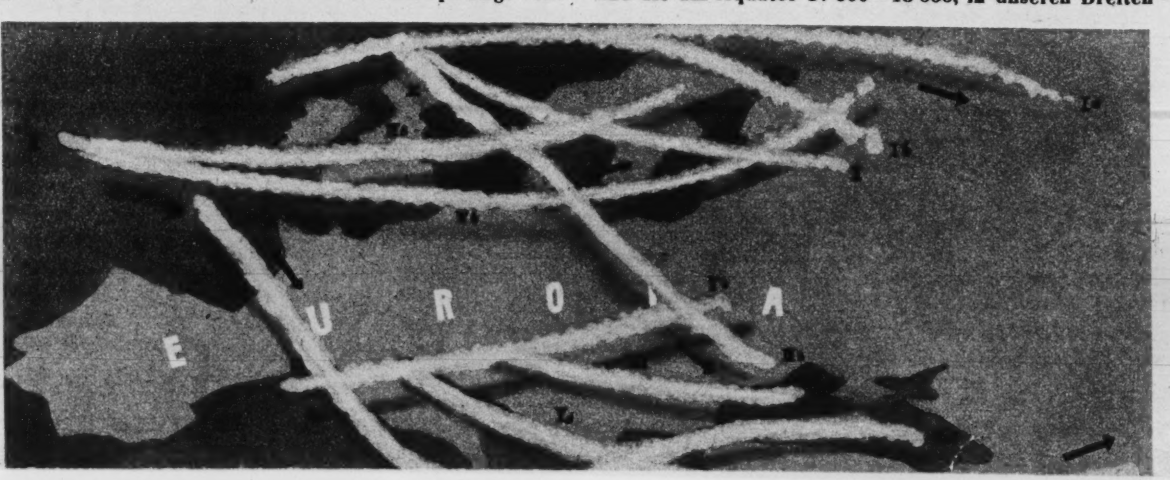
Ein engmaschiges Netz von Wetterbeobachtungsstellen hatte man besonders über Europa geworfen: über tausend Stationen beobachteten den örtlichen Wetterablauf, registrierten Luftdruck und Niederschlagshöhe, Sonnenscheindauer und Luftfeuchtigkeit, Windrichtung und -stärke, Art und Grad der Bewölkung. Und mehrmals täglich telephonierten oder funkten sie von über hundert Dienststellen im Reich ihre Meldungen, eine für den Uneingeweihten unverständlich lange Reihe von Zahlen.

In den Landeswetterwarten wurden diese Meldungen zu einem Wetterbericht für ein größeres Gebiet zusammengestellt, und in der Hamburger Seewarte, wo alles zusammenlief, Wetterbericht, Wetterkarte und Wettervoraussage entworfen. Dreimal am Tage wurden hier rund 500 Meldungen aus ganz Europa bearbeitet, wurde aus 12 000 Einzelbeobachtungen das Wetterbild des Kontinents geschaffen, und rund 30 000 Ziffern umfaßte der vom deutschen Reichswetterdienst täglich herausgegebene Wetterbericht.

In den großen Observatorien begnügte man sich nicht mit den „irdischen" Beobachtungen: da stiegen Wetterflieger auf, die Luftschichten in 5000—6000 Meter Höhe zu erkunden; da ließ man Wetterdrachen und Registrierballone bis in Höhen von 10 000 und 15 000 Metern aufsteigen, die Höhenwinde zu messen, ihre Richtung und Stärke, — denn die sind die eigentlichen Wettermacher und Wetterkünder —, und aus ihrem Messungen zog man wichtige Schlüsse auf die Vorgänge in der Troposphäre, in der die Wetterbildung sich abspielt und die am Äquator 17 000—18 000, in unseren Breiten



Oben: Meteorologische „Fernaufklärung". Der Fischer in seinem Kahn prophezeit für den nächsten Tag Sturm; denn er „sieht" schon die Windwolken herankommen: sie spiegeln sich im blaugrünen Meer, am Horizont erscheint ein dunkler Streifen.



Rechts: Die beliebtesten „Zugstraßen" der Zyklone über Europa. Auf Grund jahrzehntelanger Beobachtungen hat man festgestellt, daß die vom Atlantik kommenden Schlechtwettergebiete bestimmte „Straßen" bevorzugen; denn auch die Wolken suchen stets den Weg des geringsten Widerstandes, wählen also entweder das Meer oder ausgedehnte Ebenen auf dem Festland. So entstand diese Europa-Karte. Wie man sicher sein darf, daß die Zyklone eine dieser Straßen einschlagen werden, kann man für ihr Gebiet das kommende Wetter mit großer Wahrscheinlichkeit vorhersagen

Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse

10 000—11 000, an den Polen nur 7000—9000 Meter in den Himmel hinaufreicht. Bis in die Stratosphäre hinauf, bis 35 000 Meter hoch, drangen „Radiosonden“: Meßinstrumente an einem kleinen Ballon, mit einem winzigen Kurzwellensender gekuppelt, der ihre Messungen selbsttätig nach unten meldete, so daß sie sofort für die Beurteilung der herrschenden Wetterlage ausgewertet werden konnten.

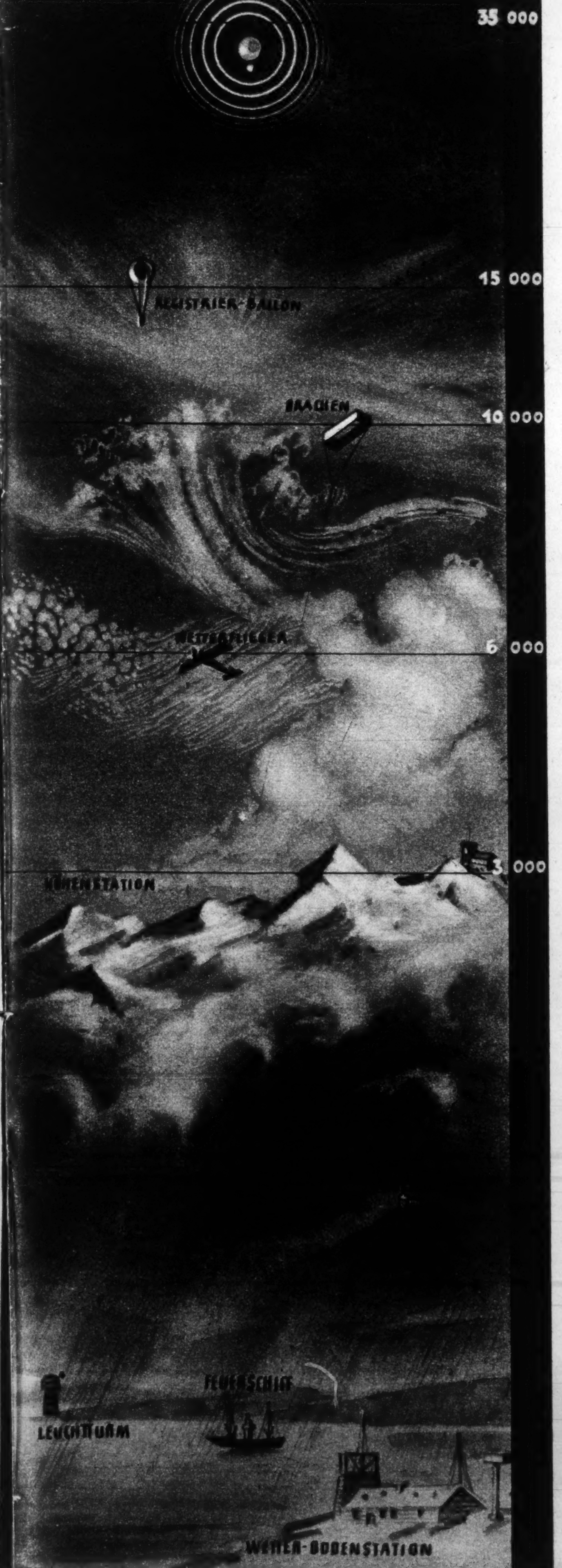
Inzwischen war man längst bemüht, Wettervoraussagen für längere Fristen zu ermöglichen. In Homburg v. d. H. wurde das „Forschungsinstitut für langfristige Wettervorhersage“ gegründet, und in den letzten Jahren vor dem Krieg kamen während des Sommerhalbjahres regelmäßig die „Witterungs-Vorhersagen für zehn Tage“ heraus; dazu mußten jedesmal 2400 Wetterkarten gezeichnet, mußten Millionen von Ziffern geprüft, geordnet, miteinander verglichen, neu zusammengestellt und ausgewertet werden.

Mit immer neuen Mitteln und Meßinstrumenten rückte man dem Geheimnis der Wettermacherei zu Leibe. Man berechnete, daß zum Beispiel ein Zirruswölkchen, ein Eisnadelwölkchen, das in 10 000 Meter Höhe dahinzieht, gleichzeitig in München und Berlin sichtbar ist, und stellte sich diesen unvorstellbar großen Raum vor; man bedachte, daß die Luft ein allzu leichter, ein verwirrend beweglicher Stoff ist, der sich von jeder Wasserfläche und jedem ausgedehnten Waldgebiet, von jeder Anhäufung menschlicher Siedlungen, von Großstädten und Fabrikanlagen in seinem Hin und Her und Auf und Nieder beeinflussen und lenken läßt. Wenn man noch Golfstrom und Eisberge mit ihren thermischen Wirkungen in Rechnung stellte, den Einfluß der Sonnenflecken in Betracht zog oder gar Ebbe und Flut und ihrem Erzeuger, dem Mond, ein kleines Mitbestimmungsrecht an der Gestaltung des Wetters einräumte, dann durfte man sehr stolz sein, daß die amtlichen Wettervorhersagen in den meisten Fällen zutrafen.

Im Kriege ist der Wetterdienst weiter ausgebaut und für die Bedürfnisse der einzelnen Waffengattungen spezialisiert worden. Das Wissen der deutschen Wehrmacht um das Wetter reicht heute vom Mittelmeer bis zum Polarmeer und vom Atlantik bis zum Schwarzen Meer; Unterseeboote bereichern dieses Wissen durch ihre Funksprüche von den Küsten Amerikas, aus der Karibischen See und dem Kap der Guten Hoffnung, und wo irgendwo im Wetterbild des Atlantik eine Lücke klafft, da wird ein „meteorologischer Fernaufklärer“ eingesetzt, ein Wetterflieger.

Denn wenn wir wissen, wie das Wetter werden wird, wissen wir auch, wann, wo und wie wir den Kampf zu führen haben. Die Kriegsmeteorologen sind nicht weniger wichtige und wertvolle „Aufklärer“ als jene anderen, die die Absichten des irdischen Gegners erspähen und seine Pläne enthüllen. Denn das Wetter kann ein guter und starker Verbündeter sein; es kann aber auch zum zähen und hartnäckigen Gegner werden, dem Überrumpelungen gelingen können, wenn man sich von ihm überraschen läßt; deshalb ist es notwendig, den „General Wetter“ mit seinen himmlischen Heerscharen nie aus den Augen zu lassen.

Schon vor dem Kriege gab es im Deutschen Reich weit über 100 Wetterdienststellen, darunter die Bergwetterwarten auf dem Sonnblick und der Zugspitze, auf dem Brocken und der Schneekoppe. Über Europa waren über 1000 Beobachtungsstellen verteilt, die nach einem international vereinbarten Wetterschlüssel ihre Beobachtungs- und Meßergebnisse täglich mehrmals an bestimmte Sammelstellen weitergaben. — Da sich die Wettervorgänge hauptsächlich in den höheren Luftschichten abspielen, läßt man Flugzeuge aufsteigen, die ihre Messungen in 5000 bis 6000 m Höhe durchführen; Registrierballone und Wetterdrachen steigen in Höhen bis 10 000 und 15 000 m, und die „Radiosonden“ dringen sogar bis in die Stratosphäre vor, um dort oben Temperaturen, Windstärke und -richtungen zu messen.





BRUNO BREHM:

DER KRIEG schärft den Blick

DEUTSCHE DICHTER SCHREIBEN AN FRONTSOLDATEN (VIII)

Nach Herkunft und Vorfahren ist Bruno Brehm, der am 23. Juli 1892 zu Laibach in Krain als Sohn eines Hauptmanns des alten österreichischen Heeres geboren wurde, Sudetendeutscher. Er wurde, wie sein Vater, Offizier, erlitt im Weltkrieg an der Ostfront eine schwere Verwundung, geriet in zweijährige russische Gefangenschaft, wurde ausgetauscht und bei Asiago zum zweiten Male verwundet. Erst viele Jahre nach dem Weltkrieg kam er zu dichterischem Schaffen. Nach Romanen voll bezwingender Unterhaltungskraft erschien von 1931 bis 1933 die große Trilogie vom Untergang der Habsburger und der österreichischen Monarchie, die mit dem Nationalen Buchpreis ausgezeichnet wurde. In diesem weitgespannten Werk, das die Bände „Apis und Este“, „Das war das Ende“ und „Weder Kaiser noch König“ umfaßt, werden hinter den politischen und kriegerischen Ereignissen des Weltkrieges selbst die entscheidenden Beweggründe und tiefgreifenden Folgen der großen Völkertragödie sichtbar. Bruno Brehm, der auch in diesem Kriege den Waffenrock wieder angezogen hat, hat sich mit dieser Trilogie und mit vielen anderen Werken, die seitdem erschienen sind, als ein wahrhaft großdeutscher Dichter erwiesen, als ein erstaunlicher Erzähler, der mit die lebendigste und reifste Prosa schreibt, die wir gegenwärtig haben.

Du kennst den alten Scherz: Auf ihrem Zuge kommen die Deutschen an eine Straßenkreuzung, an der zwei Wegweiser stehen: „Zum Paradies“ der eine, „Zum Vortrag über das Paradies“ der andere. Wie auf ein Kommando schwenken alle Deutschen in die Vortragsstraße ein. Wir wollen also unser größtes Laster, unsere Abstraktitis, nicht noch um eine weitere Auseinandersetzung vermehren, denn, ich gestehe es offen, die jeweilige geistige Standortbestimmung mit abgezogenen Begriffen, ob sie nun beim Schreibtisch daheim oder in einer Panjehütte hinter der Front vorgenommen werden, flößen mir meistens tiefstes Unbehagen ein. Es ist auch nicht meine Art, so zu schreiben. Die erste wirkliche Schule, die ich mitgemacht und die mich auch etwas gelehrt hat, ist der Krieg gewesen. Ja, er hat, noch lange über sein damals so elendes Ende, mein Leben bestimmt. Ich war durch ihn genötigt worden, das, was ich nicht mehr in den Beinen hatte, im Kopf zu haben. Eine Verletzung des Beines hatte mich stark am Gehen behindert. Ich mußte mit dem Kopf auf Wanderschaft gehen.

Damals, 1917, hatten wir über den General gelacht, der uns Offiziere, deutsche, österreichische und bulgarische, in Mazedonien antreten ließ, um uns eine Ansprache zu halten, die etwa so schloß: „Und nun meine Herren, ich meine hier besonders die aktiven, nun haben Sie einmal diesen schönen Krieg, nun benützen Sie ihn aber auch, um etwas Ordentliches zu lernen.“ Später erst habe ich den General begriffen; er hatte wohl das rein Militärische gemeint, aber auch im weiteren Gebiet des Lebens war viel zu lernen gewesen. Ich hatte in Mazedonien den „Staat“ Platos, ich hatte im Brentatal die Divina Comoedia gelesen. Ich hatte auf der Fahrt durch Sibirien die Augen offengehalten und hatte mit hungrigen Augen und mit unbeschwertem Herzen geschaut und im Schauen mein kleines Schicksal vergessen.

Ich hatte Menschen kennengelernt. Nicht das, was Menschen sagen oder schreiben, sondern wie Menschen in den verschiedensten Lagen handeln. Ich habe Völker kennengelernt — denn wo noch auf der Welt hätte man dies besser haben können als in der österreichisch-ungarischen Armee, die guten und die schlechten Seiten der Völker. Ich habe mehr die guten gesehen und habe mich auch an die guten Seiten gehalten. Ich habe dabei gelernt, daß es im Umgang mit den andern Völkern weniger auf die Sprache als auf das Beispiel, weniger auf die Theorien als auf das Handeln, auf den Takt ankommt. Ich bin ja auch mit einem gewissen theoretischen Gepäck versehen angetreten, aber ich habe mir bald meine Marscherleichterung verschafft und mich auf meine Augen verlassen. Das Wenige, was ich in der Gefangenschaft habe lesen können, fiel dann auf fruchtbaren Boden.

Sollen wir also, wirst Du fragen, weniger lesen? Gewiß! Und wir sollen beim Lesen nicht dem Lande ausweichen, in dem wir gerade sind. Ein richtiges Buch zur richtigen Zeit kann wie eine Offenbarung wirken. Ich habe einen jüngeren Freund, der Ingenieur in einem großen Stahlwerk ist. Der Mann erzählte mir, daß er ein Buch schreibe. Ich freute mich darüber, denn ich hoffte, es werde ein Buch über seine Tätigkeit als Ingenieur sein. Er schrieb aber einen Künstlerroman. Hätte er mir seine Arbeit, seine Umgebung einfach geschildert, es wäre etwas gewesen, was uns alle gepackt hätte!

Ich würde in Afrika vor allem das Einfachste begrüßt haben: eine kurze Schilderung der Pflanzendecke, eine Aufzählung der Tiere, einen klaren Aufriß der Erdgeschichte und eine knappe Darstellung der Rassen- und Siedlungsfragen. Ohne Theorien, rein sachlich, auf die Tatsachen beschränkt.

Als unsere Armeen im Kaukasus standen, packte mich Sehnsucht, nach Maikop zu kommen, denn alle diese Orte dort am Nordhang des Gebirges sind in der Vorgeschichte klangvolle Namen, an sie alle knüpfen sich alte und berühmte Funde. Genau so auf der Krim. In der Eremitage zu Petersburg lagen einst diese Goldfunde aus den Skythengräbern, und die schönsten gotischen Schnallen und Fibeln, die im Berliner Völkerkundemuseum liegen, stammen von dort. Wir sprechen viel von Germanentum, aber unsere Vorstellungen

Fortsetzung Seite 9

Saat und Ernte hinter der HKL

Die Arbeit der Landwirtschaftsführer im besetzten Gebiet des Ostens

VON HERMANN BERNICK



So beginnt es . . . *Der Landwirtschaftsführer übernimmt „seinen" Hof — ein Trümmerfeld. Jetzt heißt es, selbständig zu handeln, aufzubauen*

Ein Lkw. fährt ins ukrainische Dorf, er hält wahllos vor einem der niedrigen, hellblau getünchten Strohdachhäuser. Ein deutscher Soldat klettert heraus, Kameraden reichen ihm einige Koffer, Stahlhelm, Gasmaske, Maschinenpistole und Schlafdecken herunter. So beginnt der Einsatz unserer feldgrauen Landwirtschaftsführer im Osten.

Ganz auf sich selbst gestellt, meistens viele Fahrtstunden von der nächsten deutschen Einheit entfernt, haben diese Kameraden einen schwierigen Auftrag zu erfüllen, der sie oft zu Herren über 10 000 Morgen, zu Betriebsführern, Dorfbürgermeistern, Richtern und Diplomaten macht. Viele von ihnen kommen zwar mit Führererfahrung, sie waren in der Heimat Ortsbauernführer oder Reichsnährstandsbeamte, besitzen oft selbst größere Betriebe oder waren Verwalter auf Gütern. Es sind aber auch tüchtige Landarbeiter und vor allem Kleinbauern darunter, die das Zeug dazu haben. Für alle bedeutet aber dieser Einsatz im Osten eine große Umstellung. Einem in der intensiven deutschen Landwirtschaft groß gewordenen Bauern muß es geradezu seelische Qualen bereiten, wenn er säen soll, ohne vorher die alten Stoppeln umgepflügt, den Acker geeggt und möglichst noch einmal zur Saat gepflügt zu haben. Mit dieser gründlichen Methode hätten die Landwirtschaftsführer hier im Osten jedoch bei dem großen Mangel an Zugkräften und Ackergeräten nicht zehn Prozent ihres Solls geschafft. Zur Bewältigung der großen Flächen ging hier im günstigen Fall ein Grubber vor der Drillmaschine übers Land, der den Boden notdürftig aufriß. Oft ist jedoch die Saat ohne jede Vorbereitung einfach in die alten Stoppeln gestreut worden. In Deutschland wäre aus solcher Bestellung niemals etwas geworden. Aber die Natur ist hier ebenso unberechenbar wie die Menschen, sagen unsere Landwirtschaftsführer. Dieses unkultivierte Saatbett hat den Winter sogar besser überstanden als gut durchgearbeitete Äcker, weil die alten Stoppeln die Saat wie ein struppiges Fell vor der Kälte geschützt haben. In Anbetracht dieser besonderen Naturverhältnisse und der durch den Krieg verursachten Betriebsstörungen stand die Anfangsarbeit der Landwirtschaftsführer im Zeichen der Aushilfen. Für die zerstörten und verschleppten Traktoren, die fehlenden tierischen Zugkräfte und Arbeiter mußten alle erdenklichen Behelfsmittel zur Bestellung der großen Flächen beschafft werden. Aus Teilen der vorgefundenen Panzerwracks und anderem verstreuten Kriegsgerät wurden Pflugschare geschmiedet, Motorenteile aus abgeschossenen Ratas und Martinbombern dienten dazu, um die Traktoren zu reparieren, die aus ihren Verstecken in hochgeschossenen Maisfeldern, Wäldern, Mulden und Flußbetten wieder zusammengeholt worden waren. In einzelnen Fällen ist selbst der aus den von den Sowjets gesprengten Behältern ausgelaufene Treibstoff in den Mulden und Tümpeln der Umgebung wieder zusammengeschöpft und filtriert worden.

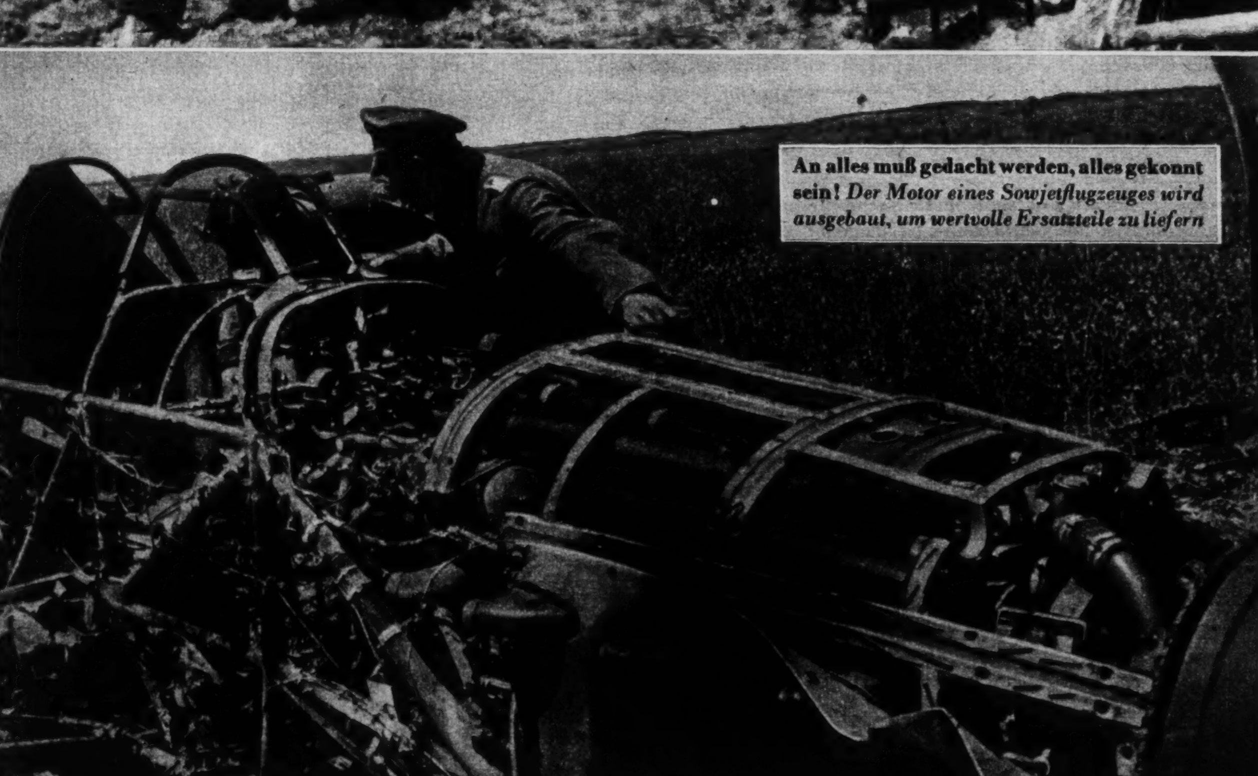




Die wichtigen Traktoren sind zerstört oder fehlen. *Er muß anfangs auf die primitivsten Bestellungsformen zurückgreifen — und das bei den gewaltigen Anbauflächen*



Herr über unendliche Weiten. *Für den in deutschen Verhältnissen aufgewachsenen Landwirt bedeutet die Verwaltung der riesigen Flächen eine völlige Umstellung seiner Arbeitsweise*



An alles muß gedacht werden, alles gekonnt sein! *Der Motor eines Sowjetflugzeuges wird ausgebaut, um wertvolle Ersatzteile zu liefern*

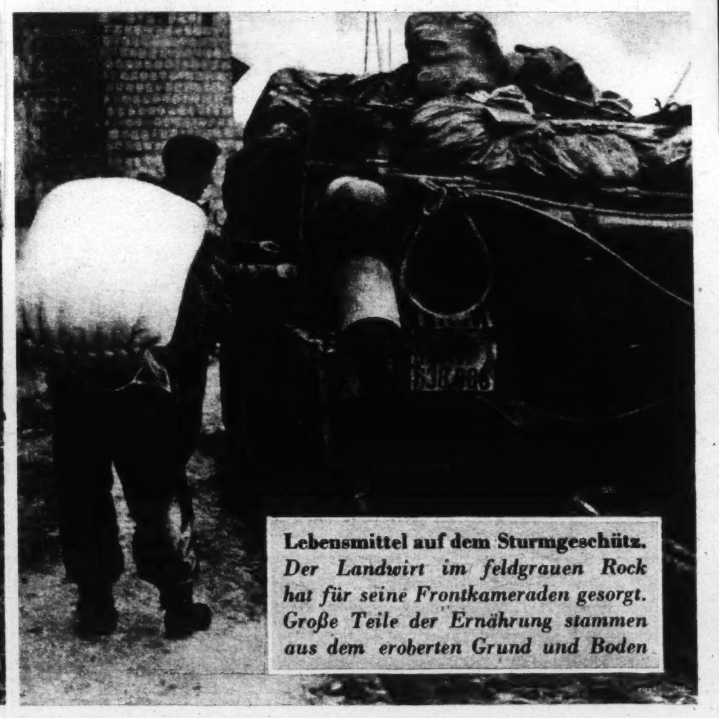
Da trotz allen Reparaturleistungen der Traktorenmangel nicht zu beseitigen war, wurden viele Ackergeräte auf Pferdezug umgebaut. Wo Pferde fehlten, wurden Ochsen angespannt. Vor allem wurde jedoch die vorhandene Menschenkraft weitgehend für die Wiederaufbauarbeit eingesetzt. In großen Trecks lenkte man, zum Teil im Fußmarsch, Zehntausende von Arbeitern aus den Städten und dichter besiedelten Gebieten vor allem in die menschenarmen Großflächenbetriebe der südlichen Steppe, die unter dem Zusammenbruch der Motorisierung besonders zu leiden hatten. Aus dem Kreis der aufbauwilligen Bevölkerung wurden neue Agronomen für die Leitung der Kolchosen, Zootechniker für die Viehzucht, Starosten für die Gemeindeverwaltung und Milizchefs für den Polizeidienst ausgewählt.

Die Landwirtschaftsführer mußten hierbei als Magneten des Vertrauens und als Vertreter einer überlegenen Menschenführung wirken. Dieser Auftrag ist um so höher einzuschätzen, wenn man bedenkt, daß die meisten Landwirtschaftsführer sprachunkundig waren und im Anfang niemand zu ihrer Unterstützung bei sich hatten. Viele von ihnen hatten zudem in ihrem Gebiet mit der offenen Sabotage von Banden zu rechnen und mußten sich an der Spitze einer selbstgeschaffenen Leibgarde oder Miliz gegen diesen Terror zur Wehr setzen.

Hinzu kommt, daß die Landwirtschaftsführer es oft mit ihnen bisher vollkommen unbekannten Kulturen zu tun haben. Das trifft vor allem in der Ukraine zu, wo neben den bekannten Getreidearten, Hackfrüchten und Sonnenblumen auch Baumwolle und Reis, Senf, Rizinus, Kautschukpflanzen und Erdnüsse in großen Flächen angebaut werden. Auf der Krim gewinnt man Rosen und Lavendel im Feldbau und verarbeitet sie zu Öl. Am Südhang des Jailagebirges gedeihen subtropische Kulturen, und selbst die aus China eingeführte Eichenseidenraupenzucht wird dort betrieben. Am Dnjepr-Ufer und auf der Krim befinden sich große Weinkolchosen, in den Dörfern an den großen Flußläufen, an den Küsten des Schwarzen und Asowschen Meeres spielt der Fischfang eine große Rolle. Auch der Gemüse- und Obstbau hat auf den künstlich bewässerten Feldern der großen Staatsgüter in der Südukraine ganz andere Ausmaße und Voraussetzungen als in den Gärten der Heimat. Ebenso spielen in einzelnen Gebieten die Tabakkulturen eine bedeutende Rolle.



Der stolzeste Tag des „La-Führers“ — seine Ernte



Lebensmittel auf dem Sturmgeschütz. *Der Landwirt im feldgrauen Rock hat für seine Frontkameraden gesorgt. Große Teile der Ernährung stammen aus dem eroberten Grund und Boden*

Klima, Erntemengen und Verkehrsschwierigkeiten stellen auch besondere Anforderungen an die landwirtschaftlichen Verarbeitungs- und Konservierungsbetriebe. Der Landwirtschaftsführer ist nicht nur Herr über Kolchosen und Staatsgüter, ihm unterstehen auch die Lagerschuppen, Kühlhäuser, Mühlen, Ölschlägereien, Molkereien, Fleisch- und Fischkombinate, Nudelfabriken, Weinkeltereien, alle Betriebe der Konserven-, Tabak- und Alkoholindustrie. Sämtliche Fragen der Betriebswirtschaft und Agrarpolitik treten an den einzelnen Landwirtschaftsführer heran, und mancher Gebietslandwirt hat geradezu die Funktion eines Landwirtschaftsministers in europäischen Kleinstaaten.

Man kann deshalb sagen, daß der Großeinsatz dieser Landwirtschaftsführer des Heeres, dem später die Organisation der Zivilverwaltung in den westlichen Ostgebieten gefolgt ist, das größte Experiment in der Geschichte des Wirtschaftskrieges darstellt. Die Versorgung der Millionenmassen des Ostheeres hätte diesen Einsatz schon gerechtfertigt. Darüber hinaus ist aber bereits der 4000. Lebensmittelzug allein aus der Ukraine ins Reich gegangen.

Wertvolles Zuchtmaterial, Hengste, Stuten, Bullen und Schafböcke aus Deutschland und den verbündeten Südostländern ist in Gestüte, Stammherden und Kolchosställe übergeführt worden, um die von den Sowjets stark vernachlässigte und durch die Kriegseinwirkungen weiter zusammengeschrumpfte Viehzucht aufzubauen. Auch mit Saatgut, Beiz- und Düngemitteln, mit wissenschaftlichen Erfahrungen sowie Maschinen, Rohstoffen und Fachkräften für den Ausbau der Agrarindustrie und des Verkehrsnetzes hat das Reich der Ostlandwirtschaft unter die Arme gegriffen.

In diesen Gebieten, vor allem in der Ukraine, hat Europa seine Kräfte und seine Hoffnungen investiert. Vor den Grenzen dieser Aufbauzone ist auch die feindliche Winteroffensive zum Stehen gekommen und hat damit das von ihr erstrebte kriegswirtschaftliche Ziel nicht erreicht.

Aufnahmen: Bernick (4), Bauer - Karlsruhe

MALARIA

UND IHRE URSACHEN

Mitten im düsteren, weglosen Gebirgswald liegt einsam auf der Erde ein spanischer Soldat. Die Luft ist warm, sogar ein wenig zu warm. Aber der Soldat friert. Ein wilder innerer Frost durchrüttelt den ganzen Körper, und die Zähne klappern wie Kastagnetten. Der Mann gehört zur Truppe Pizarros, der — es sind rund dreihundert Jahre her — mit einer Handvoll spanischer Söldner Peru erobert hat. Die Kompanie hat den immer schwächer werdenden Mann, der nicht mehr Schritt halten konnte, allein zurücklassen müssen. Da liegt er nun, einsam und hilflos. Der Vorbote des Fiebers, der Schüttelfrost, hat ihn gepackt. Plötzlich lassen die Kälteschauer nach. Eine glühende Welle durchflutet den Körper, jäh schnellt das Fieber hoch. Der eben noch eisige Körper ist von Schweiß bedeckt. Das Blut in den Halsadern hämmert wie rasend, der Mund scheint verdorrt vor Trockenheit. Wilde Fieberphantasien durchziehen das Hirn des kranken Kriegers.

Schließlich ist der Anfall vorüber. Aber dafür plagt jetzt ein furchtbarer Durst den Unglücklichen. Nur ein Gedanke beherrscht ihn, quälend und aufstachelnd zugleich: Wasser, Wasser um jeden Preis. Er rafft sich auf, versucht sich zu erheben. Die Beine tragen ihn nicht. Kriechend schleppt er sich fort, ziel- und planlos. Der Durst ist mächtiger als die Schwäche und treibt ihn weiter. Endlos erscheinen ihm die Minuten, um sich auszuruhen. Er weiß nicht, wie lange und wie weit er so gekrochen ist, als er endlich einen Pfuhl findet. Mit der letzten Kraft schleppt er sich an den Rand und trinkt. Das Wasser schmeckt bitter, aber es ist kühl und löscht den Brand im Innern.

Am nächsten Morgen erwacht der Soldat und ist gesund. Er, der malariakranke Söldner aus Pizarros Armee, wußte nicht, daß er die heilkräftige Wirkung der Chinarinde entdeckt hatte. In den Pfuhl, aus dem er trank, war ein Stück Holz geraten, das dem Wasser den bitteren Geschmack gegeben hatte. Die Spanier hatten Peru unterworfen, eines Feindes aber waren sie nicht Herr geworden, der vom Sieger einen hohen Tribut einzog: der Malaria. Aber nun war das Heilmittel gefunden, das seinen Siegeszug in die malariaverseuchte Alte Welt antrat. Aber trotz der Chinarinde, aus der man später das Chinin darstellte, ist auch heute noch die Malaria die verbreitetste Krankheit auf der Erde. Von den zwei Milliarden Menschen leiden schätzungsweise mindestens 500 Millionen an ihr. Wie ist das möglich?

„Mal — Aria“, das heißt „schlechte Luft“. In Sumpfgegenden, wo aus den Morasten dichte Schwaden feucht-schwülen und dumpfig riechenden Brodems heraufsteigen und sich schwer über das Land legen, dort ist auch die Krankheit zu Hause. Das wußte man, seitdem es Menschen auf der Erde gibt. Aber erst in jüngster Zeit wurde das große Geheimnis der Malaria enträtselt. Nicht die schlechte Luft der Sümpfe ist es, die den Menschen krank und siech macht. Es sind winzige, mikroskopisch kleine Lebewesen, die sich in seinem Körper festsetzen, sein Blut verseuchen und ver-

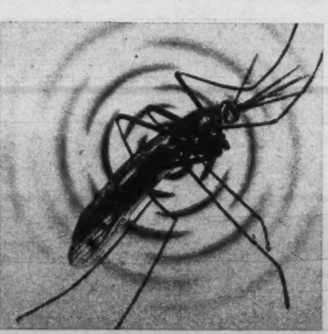
zehren und ihn zum menschlichen Wrack machen oder zugrunde richten. Diese Lebewesen aber gelangen nicht durch den Mund oder die Nase in den Körper, sie werden ihm durch die Haut von einer Mücke richtiggehend eingeimpft.

Es ist ein abenteuerlicher und höchst verwickelter Prozeß, der zu solch einer Erkrankung führt. Nicht jeder Mückenstich bringt eine Malaria mit sich, das wissen wir alle. Nur bestimmte Stechmücken können gefährlich werden. Unter einigen wenigen anderen sind es die blutsaugenden Weibchen einer Anophelesart, die der Erreger der Krankheit als „Zwischenwirt" benützt. Aber auch der Stich dieser Mücke ist ungefährlich, wenn sie nicht vorher einmal malariaverseuchtes Blut aufgenommen hat. Da die Malaria ausschließlich Menschen befällt, muß es Menschenblut gewesen sein. Mit dem Stich der malariatragenden Mücke wandern Keime, nach ihrem Aussehen Sichelkeime genannt, aus der Speicheldrüse der Mücke in den menschlichen Körper. Hier verwandeln sich die Keime nach einiger Zeit. Sie bilden jetzt kleine Ringe und nehmen je ein rotes Blutkörperchen in Besitz, in dem sie sich häuslich niederlassen. Der Farbstoff der Blutzelle dient ihnen als Nahrung, an der sie sich ausgiebig mästen. Wieder ist einige Zeit vergangen. Die Parasiten sind jetzt reif und erwachsen, und nun geschieht etwas Eigenartiges mit ihnen. Sie zerfallen — aber sie gehen keineswegs zugrunde, sondern sie teilen sich in viele kleine Sprößlinge, die auseinanderstreben und das Blut überschwemmen. Jeder der zahllosen Sprößlinge setzt sich wiederum in einem Blutkörperchen fest und beginnt es aufzuzehren. Gleichzeitig mit der Masseninvasion der Sprößlinge entspinnt sich ein dramatisches Geschehen. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Parasiten in Sprößlinge zerfallen, hat der angesteckte Mensch nicht das geringste von der Krankheit bemerkt. Jetzt aber beginnt ein wütender Kampf gegen die Eindringlinge. Als äußeres Zeichen schießt das Fieber in die Höhe, gewöhnlich von einem wilden Schüttelfrost eingeleitet. Während des Fieberanfalls dringen die Sprößlinge, die von den Abwehrmaßnahmen des Körpers nicht vernichtet wurden, in neue gesunde Blutkörperchen ein. Sobald sie restlos aus dem freien Blut verschwunden sind, fällt das Fieber ebenso schnell, wie es kam. Der unheimliche Zirkel aber beginnt von neuem: Reifung — Ausschwärmen — Fieberanfall. Das Drama, das sich hier im Körperinnern abspielt, wird deutlich an der Fieberkurve des Kranken, die sich im wilden Zickzack mit gleichmäßigen Abständen auf und ab bewegt. Je nach der Entwicklungszeit des Parasiten, die ja den Fieberverlauf bestimmt, kennt man ein Wechselfieber, das alle drei oder alle vier Tage wiederkommt. Daneben gibt es noch andere Verläufe, die uns hier nicht beschäftigen sollen.

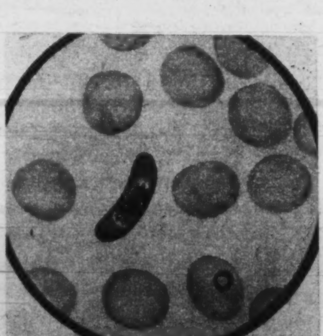
Die Parasiten und die Sprößlinge im Blut kann man mit Chinin restlos vernichten. Und die Malaria wäre wohl längst ausgestorben oder doch gewaltig zurückgegangen, wenn der Erreger nicht noch eine andere tückische Methode hätte, um sich siegreich zu behaupten. Den Vorgang der Teilung des Parasiten in Sprößlinge, aus denen wieder Parasiten werden, bezeichnet man mit „ungeschlechtlicher Fortpflanzung". Daneben aber verfügt der Erreger noch über eine geschlechtliche Vermehrungsmöglichkeit, und diese ist seine gefährlichste Waffe. Ein Teil der Parasiten zerfällt nicht in Sprößlinge, sondern bildet männliche und weibliche Geschlechtsformen, Gameten genannt. Die Geschlechtsformen rufen keinerlei Krankheitserscheinungen hervor, sie sind für den Träger harmlos. Sobald aber eine Mücke das Blut des Trägers aufnimmt, wandern Gameten in den Mückenmagen. Hier feiern sie Hochzeit, verschmelzen miteinander und ziehen nach einigen Verwandlungen als Sichelkeime in die Speicheldrüse der Mücke. Jetzt hat sich der stationenreiche Lebenslauf des Erregers geschlossen: mit dem Mückenstich gelangen die Sichelkeime ins menschliche Blut. Eine neue Malariaerkrankung hat begonnen. Das Heilmittel Chinin vernichtet die persönliche Krankheit — gegen die soziale Krankheit, die Seuche, ist es machtlos, denn es wirkt nicht auf die Geschlechtsformen ein. Millionen und aber Millionen von Parasiten vernichtet es prompt, den Bestand des Malariaerregers gefährdet es nicht, denn die Geschlechtsformen kreisen weiter im Blut des Menschen, der eine Malaria überwunden hat.

Jetzt verstehen wir, warum die Malaria in der Welt nicht ausstirbt. Sobald in einer Gegend ein Mensch lebt, dem Malaria-Gameten im Blut sitzen und sich in der Gegend eine der Mückenarten befindet, die als Überträgerin geeignet ist, breitet sich mit tödlicher Sicherheit in dieser Gegend die Malaria aus. Fehlt die Mücke, so kann sich trotz der Anwesenheit von Malariakranken oder Malariarekonvaleszenten die Seuche nicht ausbreiten. Fehlen die Kranken, so wird auch die geeignete Mücke nicht angesteckt. Deshalb gibt es zuweilen auch in mückenverseuchten Gebieten keine Malaria. Es kostete unsägliche Mühe, und unermüdliche Forschung war nötig, bis man der scheinbar launischen und so kompliziert anmutenden Ausbreitung der Krankheit auf die Schliche kam und ihr das Geheimnis entriß. Die Früchte dieser Arbeit sind nicht ausgeblieben. Noch im Weltkrieg 1914/18 wütete die Krankheit furchtbar unter unseren und den gegnerischen Soldaten. Die internationalen Heldenfriedhöfe auf dem Balkan künden davon. Heute hat die deutsche Forschung Medikamente entwickelt, mit denen der Arzt nicht nur die Krankheit besser heilen, sondern auch die Gameten des Parasiten vernichten und damit eine Weiterverbreitung verhindern kann.

Die Malaria ist eine chronische Infektionskrankheit und neigt sehr stark zu Rückfällen. Als unsere Soldaten in die gefährdeten Gebiete einzogen, waren unsere Ärzte gerüstet. Obgleich die meisten nie eine Malaria gesehen oder behandelt hatten, hatte die Führung dafür gesorgt, daß zur Abwehr alles bereit war. Schnelle Erkennung der Krankheit und alsbaldige Behandlung verhindern das Chronischwerden, die neuen Medikamente wirken rückfallverhindernd. Und so konnte der beratende Internist einer Armee kürzlich berichten: „Unsere Truppen hatten in diesem Kriege im Malariagebiet nur geringfügige Ausfälle an Zahl und Dienstfähigkeit, und die Sterblichkeit selbst im schwersten Malariagebiet an bösartiger Malaria war gleich Null. Die Erkenntnis über die Verbreitungsweise der Malaria und die Erfolge der Chemie in vorbeugender und heilerischer Anwendung haben der Malaria ihre Schrecken genommen."



Eine Stechmücke, die Malaria übertragen kann, wenn sie vorher einmal verseuchtes Blut aufgenommen hat. Rechts: Ein verseuchtes rotes Blutkörperchen neben gesunden





Die Schwerter zum Eichenlaub
Generaloberst Model,
Oberbefehlshaber einer Armee,
als 28. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Die Schwerter zum Eichenlaub
Oberst Graf Strachwitz,
Kommandeur des Panzer-Regiments „Großdeutschland",
als 27. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Generalleutnant Walther Hoernlein,
Kommandeur der Infanterie-Division „Großdeutschland",
als 213. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Hauptmann Helmut Hudel,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Rgt.,
als 219. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Hauptmann Heinrich Schüler,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.,
als 218. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Generalmajor Postel,
Kommandeur einer Infanterie-Division,
als 215. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
SS-Standartenführer Hinrich Schuldt,
Kommandeur einer SS-Brigade,
als 220. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
SS-Obersturmbannführer Otto Kumm,
Regimentskommandeur in der SS-Panzergrenadier-Division „Das Reich",
als 221. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Generaloberst Karl-Heinz von Scheele,
Kommandierender General eines Armeekorps,
als 217. Soldaten der deutschen Wehrmacht

ES STARBEN DEN HELDENTOD DIE RITTERKREUZTRÄGER

Feldwebel Friedrich Banach,
Zugführer in einem Panzer-Regiment
Unteroffizier Hermann Flex,
in einem Grenadier-Regiment
Major d. R. Richard Grünert,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment
Oberst Arthur Haussels,
Kommandeur eines Gebirgsjäger-Regiments
Hauptmann Hermann Mugler,
Kommandeur eines Gebirgs-Pionier-Batl.
Major Joachim Spiegel,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Der Krieg schärft den Blick

FORTSETZUNG VON SEITE 5

sind vielfach auch ohne Anschauung. So erscheint es mir wichtig, daß den Soldaten geschichtliche Kenntnisse und naturgeschichtliche Tatsachen über jene Länder in die Hand gegeben werden, durch die sie der Krieg führt. Zu Südrußland gehört Gogols „Taras Bulba", so wie zu Südfrankreich der „Tartarin von Tarascon" gehört.

Als wir im griechischen Feldzug durch die Ebene von Pharsalus marschierten, konnten wir Geschichte mit den Händen greifen. Dort war eine größere Entscheidung gefallen als bei den Thermopylen. Als wir bei Lamia das Meer zum ersten Male sahen, erkannten wir, welche Rolle es in der griechischen Geschichte gespielt hat. Sparta, das rauhe Sparta, ist ein Gartenparadies, und die Spartaner waren so streng, um sich in diesem Garten nicht zu verlieren! Saloniki hatten wir im Jahre 1917 nur ganz aus der Ferne gesehen. Nun waren wir dort! Nun hatten wir das Meer erreicht. Hätten wir jetzt etwas gehabt, was uns alles dies genau geschildert hätte! Denn man lernt im Kriege schneller und besser als auf irgendwelchen Reisen. Man spürt die Geschichte als Wirklichkeit, man durchquert die gleichen Räume, man steht vor den gleichen Schwierigkeiten, man muß rascher denken und hat keine Zeit, zu schwärmen und sich die romantische Beleuchtung des Mondes für die verschiedenen Ruinenstätten auszusuchen. Mykene wird für den Soldaten, der dort durchkommt, mehr sein als für den Reisenden. Denn der Soldat kann auch noch immer seine Zeit und seine Raumgefühle zum Vergleich heranziehen. In Albanien lagen wir bei einem mohammedanischen Schneider im Quartier, der uns von seinen Verwandten in Konstantinopel, in Kairo und in Odessa erzählte. Die alte Türkei stand wieder auf, wir wußten, wie ihre Lebensadern einst verlaufen waren. In Bulgarien, bei Plowdiw, erzählte uns der Besitzer einer kleinen Schenke von seinem Bruder, der Militârattaché in Paris sei. Der alte Gastwirt rühmte sich da keiner besonderen Sache. Wir sahen, wie jung das Land, wie kräftig das Bauernvolk war. Diese unwägbaren kleinen und doch so wichtigen Dinge kann man nur im Kriege lernen.

Auf der Fahrt nach der Oase Siwa in Afrika stiegen vor uns auf einmal mächtige Pyramiden auf, aber es waren keine Kunst-, es waren Naturformen. Gewiß, dachte ich mir, wird ein Ägypter ähnliches empfinden, wenn er aus einem deutschen Wald in eine gotische Kirche kommt. Aber es tut mir immer wieder gut, selbst auf diese einfachen Grundbegriffe der Kunst und des Lebens zu kommen. Am Abend vor der Schlacht bei den Thermopylen (ach, es war nach heutigen Maßen gar keine richtige Schlacht!) saßen wir zu Lamia auf der Terrasse eines kleinen Hauses und blickten über die vom ersten Anhauch des frühen Sommers übergoldete Ebene hinab. Ein Kamerad stellte ganz unerwartet zwei Flaschen Rheinwein auf den wackeligen Tisch. Nun harzen die Griechen ihren Wein, um ihn vor Gärung in der Hitze zu bewahren. Dieser geharzte Wein schmeckte uns nicht. Als wir aber den ersten Schluck unseres deutschen Weines auf der Zunge zergehen ließen, wußten wir, was Deutschland ist. Wir tranken das Vaterland, wir schmeckten es auf der Zunge, wir kosteten seine Vielfalt und seine Blondheit, seinen verhaltenen Frühling mit den ersten Primeln, seine Singvögel und seine alten Dörfer. Und als wir später tief im Innern des Peloponnes auf Eichen- und Buchenwälder stießen, da sahen wir Deutschland wieder und neben ihm das alte unentwaldete Griechenland.

Ich habe Dir nur einige Beispiele genannt, um Dir zu zeigen, wie ich mir die Schule des Krieges denke, in der immer wieder Neues gelehrt wird, auch in den „zivilen" Nebenfächern. Aber meine Meinung über den deutschen Soldaten ist so hoch, daß ich glaube, ihn gehen auch diese Dinge alle an.

Mit allen guten Wünschen Dein alter

[illegible signature]

Mein erstes Gefecht



Es berichtet Gefreiter Gerhard Bengeser aus der Inf. Div. Großdeutschland

Im Oktober eingezogen, machte ich als Winterrekrut eine harte Ausbildungszeit mit, die an Kraft und Widerstandsfähigkeit alles abverlangte. Manchmal fluchten wir über den strengen und, wie es uns schien, auch sturen Dienst, ohne allerdings zu ahnen, wie nötig wir alles später brauchen würden. Wenn wir frierend und übermüdet von einer Nachtübung kamen oder einen 30-km-Marsch hinter uns hatten, waren wir fest davon überzeugt, eine großartige Leistung vollbracht zu haben. Später an der Front allerdings forderte der eiserne Zwang des Müssens noch größere Anstrengungen.

Nach der Besichtigung im Januar brannten wir alle darauf, endlich eingesetzt zu werden. Wir hatten das Kasernenleben gründlich satt und wollten — jung und ungestüm — möglichst bald nach vorn, wo die Front in den schweren Abwehrschlachten des Frühjahrs erstarrt war.

Dann war es so weit, das Marschbataillon wurde aufgestellt. Sieben Tage Bahnfahrt unter schwierigen Bedingungen bei klirrender Kälte führten durch Deutschland, Litauen, Polen und Westrußland, bis wir — fast 2000 km von Hause entfernt — am Bestimmungsort eintrafen. Nach einigen Tagen Rast wurden wir in Marsch gesetzt nach unserem Ziel — der Front.

Der dreitägige Marsch mit vollem Gepäck über die teils spiegelglatte, stellenweise bauchtief mit Schneewehen bedeckte Rollbahn und die Übernachtungen auf Bänken in irgendeiner der stallähnlichen russischen Katen brachten uns jäh zu Bewußtsein, wie wenig Grund zur Unzufriedenheit wir in unserer Heimatgarnison gehabt hatten. Und doch war uns klar, daß hier in vorderster Linie, Auge in Auge mit dem Feind, die größte persönliche Anstrengung nichts bedeutete gegenüber dem gemeinsamen Opfer aller.

Wenige Kilometer hinter der Front wurden wir am 1. März auf das Feldregiment verteilt. Hier sah ich zum erstenmal den Kommandeur. Groß, wuchtig und entschlossen stand er vor uns und nahm uns, wie es mir schien, mit einer väterlichen Güte in die Reihen des siegreichen Regimentes auf, die auf uns junge Rekruten seltsam beruhigend wirkte. Ich gehörte jetzt der zweiten Feldkompanie an.

Am übernächsten Tag, wir lagen in Ruhe und waren damit beschäftigt, uns auszuschlafen, traf uns der Befehl zum Einsatz. Denselben Abend noch marschierte die Kompanie zur HKL.

Es geht nach vorn!

Unsere Stellung in der Hauptkampflinie wurde in der Nacht bezogen. Hier erhielten wir Schneemäntel, die uns bei nächtlicher Dämmerung wie gespenstische Schemen einer anderen Welt erscheinen ließen. Die Nacht und der folgende Tag vergingen ruhig mit Postenstehen am MG. in den kleinen selbstgebauten Schneekusseln. Wir wußten, daß wie ein Pfeil wenige Kilometer vor uns eine vorgeschobene Stellung in die gegnerische Linie hineinragte, die der Feind erst nehmen mußte, bevor er uns angreifen konnte. Am Tag schoß der Feind einige Male mit Luftkrepierern, ohne irgend etwas zu treffen.

Auf Posten erprobte ich meine Pistole, mit der jeder MG.-Schütze ausgerüstet ist, als ob ich ahnte, was die kommenden Tage bringen würden. Abends kam plötzlich und unerwartet der Befehl, die vorgeschobene Stellung zu besetzen und die dort eingesetzte Kompanie abzulösen.

Als der Mond aufging, stapfte die Kompanie langsam, Mann hinter Mann, durch den tiefen Schnee nach vorn. Die Höhe, über die wir kamen, wurde vom Feind eingesehen und war daher bei Tage nicht zu begehen. Ein gesprengter Panzer lag dicht an der Rollbahn. Daneben entdeckte ich im silbernen Mondlicht noch den Steuerschwanz einer Fliegerbombe. Als wir uns langsam dem Dorf näherten, reihten sich die Granattrichter immer dichter aneinander, und schwarzzackige Pulverschleimränder bewiesen, daß erst kurz vorher ein Feuerüberfall stattgefunden hatte. Nach scheinbar endlosem



Marsch erreichten wir in einem Hohlweg den Dorfeingang und blickten mit gemischten Gefühlen auf zerfetzte Bäume, tiefe Trichter und verkohlte Hütten. Zu beiden Seiten säumten geschwollene Pferdekadaver, wie kleine Inseln aus der Schneedecke ragend, den Weg. Jede Gruppe wurde auf eines der noch gebrauchsfähigen Holzhäuser verteilt. Um Mitternacht bezogen die ersten Posten die Stellungen am vorderen Dorfrand. Die Nacht verlief ruhig.

Am Morgen versuchten wir, uns wohnlich einzurichten. Kaffee wurde gekocht und einige beschlossen, etwas Eßbares zusätzlich zu besorgen. Mit der Pistole gingen sie auf Suche, und zu Mittag erfüllte der appetitliche Duft gekochter Hühner den Raum.

Nachmittags, als ich vom Dorfbrunnen Wasser holte, schoß der Feind mit leichter Artillerie ins Dorf. Zischend und fauchend zogen die Granaten über mir hinweg und krepierten etwa hundert Schritt weiter mit schmetterndem Krachen. Unwillkürlich hatte ich mich an den vereisten Brunnenrand gepreßt, obwohl dieser kaum genügend Schutz geboten hätte. Nach kurzer Zeit schwieg das Geschütz. Dann blieb alles still. Lediglich unsere vordersten MG. knatterten noch einmal. Später meldeten die Posten, sie hätten mit Erfolg ein Schlittengespann beim Gegner, der uns hier etwa 300 Meter gegenüberlag, beschossen.

„Feind greift an!"

Die Wache im Morgengrauen, der kältesten Zeit des Tages, hatte ich zusammen mit noch einem Kameraden. Um vier Uhr lösten wir die anderen ab. Auf die Gegner im besonderen und den Osten im allgemeinen fluchend, fröstelnd und gähnend überprüften wir MG. und Gewehre. Wie so oft, war der Hahn der Leuchtpistole eingefroren, den ich erst in der Tasche auftauen mußte. Dann schoß ich etwas Leuchtspur zum Feind hinüber. Auch das MG. war in Ordnung.

Ein eisiger Schneesturm pfiff vom Gegner her. Langsam wich die pechschwarze Nacht einem finsteren ungewissen Zwielicht. Es wurde 5 Uhr.

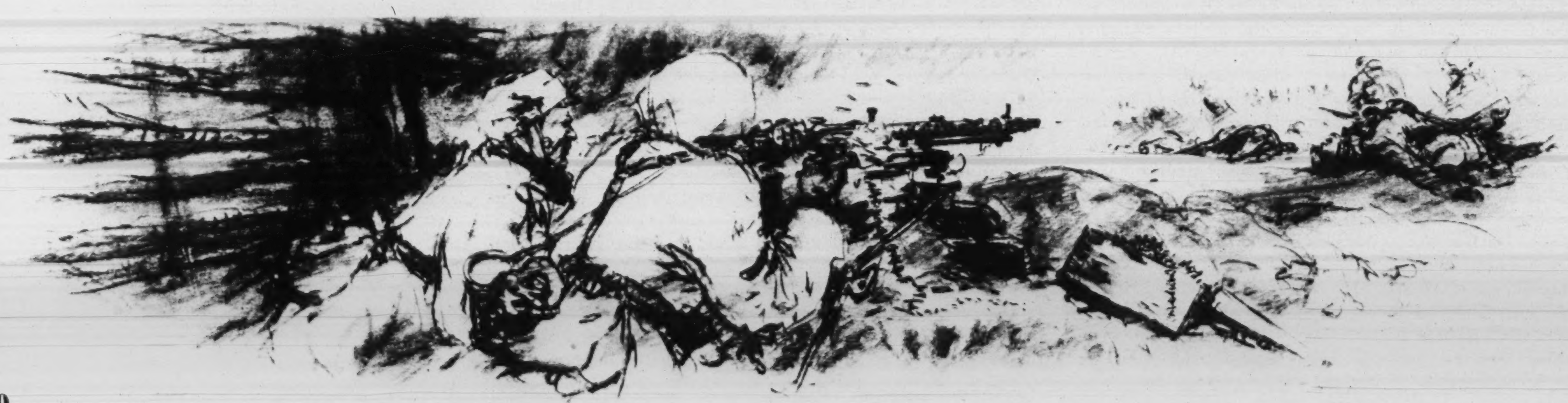
Plötzlich glaubte ich, in der Dämmerung, fern wie auf einem Teppich, eine graue Perlenkette zu erblicken, manchmal verschlungen von Schneewehen, dann wieder auftauchend, die sich langsam von rechts nach links zu bewegen schien. Es konnten nur Bolschewisten sein, die dort in langer Reihe über das Feld zogen. Ich riß das MG. an die Schulter. Nach der ersten Garbe versank alles im Erdboden. Zischend prallten Querschläger von der Schneedecke ab. Die Dunkelheit erlaubte noch kein genaues Zielen.

Noch war ich zu unerfahren, um zu wissen, was das zu bedeuten hatte. Erst später wurde mir klar, daß es die Bereitstellung zu einem Großangriff war . . .

Der Tag kam. Auf einmal traute ich meinen Augen nicht mehr. Wie aus dem Schnee gewachsen, bewegten sich überall Schlangen von Sowjets auf unser Dorf zu. Rechts und links stiegen rote Sterne hoch: „Feind greift an." Im selben Augenblick bellten ferne Abschüsse, zogen Granaten orgelnd über uns hinweg und entfachten im Dorf einen wahren Feuerorkan. Doch alles versank für mich schnell im monotonen Rattern meines MG., das einer unsichtbaren Sense gleich über das Feld mähte.

Ich war wie verwachsen mit der Waffe, deren rasende Rückstöße meine Schulter erzittern ließen. Mechanisch lade ich, Gurt um Gurt rasselte hinaus. Erst dann erwachte ich aus der Betäubung, als flimmernder Qualm mir die Sicht nahm. Ich hatte versäumt, den MG.-Lauf rechtzeitig zu wechseln. Das schmorende Öl machte mich aufmerksam. Zwei Griffe, der Lauf glitt heraus. Den Asbestlappen vergaß ich. So fraß sich das glühende Eisen in Handschuh und Faust, bis ich es aufbrüllend in den Schnee schleuderte.

Hinter mir bewegten sich zwei Gestalten, die Ablösung kam. Es war 6 Uhr. Das feindliche Feuer hatte noch zugenommen. Betsch — betsch, Granatwerfereinschläge in nächster Nähe. Wir warfen uns zu Boden. Man schien die Stellung erkannt zu haben. Hier konnten wir nicht bleiben. Ein Blick ringsherum zeigte, daß wir links schon überflügelt waren. Wir mußten also zurück. Sprungweise arbeitete ich mich von Baum zu Baum, bis die ersten Häuser erreicht waren. Der schwere, schleppende Übermantel hinderte jede Bewegung. Kur-



zerhand warf ich ihn ab. Hinter einer Scheune schoß ich meine letzte Leuchtpatrone ab. Sprühend erstarb sie im Schnee.

Da heulte es plötzlich heran. Jäh warf ich mich zu Boden. Die Erde um mich herum schien zu bersten. Wahnsinniges Krachen betäubte mich sekundenlang. Eine Hölle der Vernichtung schien entfesselt zu sein. Nach Minuten erhob ich mich. Die Häuser in meiner Nähe brannten lichterloh. Feindliche Salvengeschütze hatten das Dorf beschossen.

Ich mußte weiter zurück, dorthin, wo meine Kameraden im Dorfinnern einen Igel bilden wollten. Wo sich vorhin unsere gut ausgebaute MG.-Stellung befunden hatte, war nur noch ein wirrer Schneehaufen übriggeblieben. Ein Volltreffer hatte alles begraben.

Tak — tak — tak — Blitze schossen aus dem Dorf heraus. Unsere Heeresfla nahm die Gegner, die schon dicht an das Dorf herangekommen waren, unter wirksames Feuer. Wie von einer Riesenfaust wurden die kleinen feindlichen Kampfgruppen gepackt und auseinandergetrieben. Ohne Rücksicht auf das feindliche Feuer zu nehmen, rollte die Selbstfahrlafette mit unseren Kanonieren mitten auf die Straße, um ein besseres Schußfeld zu haben.

Aber alle Verluste schienen der Gegenseite nichts auszumachen. Stur, stumpf und gleichmäßig stampften die Gegner, bösartigen Maschinen gleich, durch den hohen Schnee.

Beim Zurückarbeiten, das hauptsächlich in Gleiten und Robben bestand, erblickte ich ein verlassenes sMG. Mit einem Sprung war ich bei der Waffe. Die Gegner waren knapp hundert Meter entfernt. Jetzt überlegte ich erst, daß mir jegliche Kenntnis der schweren Waffen fehlte. Wütend rüttelte ich an den Griffen und versuchte, den Abzug zu drücken. Ohne Erfolg. Da sprang in letzter Minute der verwundete Schütze 2 der sMG.-Bedienung herbei, wies mir die Einstellung und führte die Gurte zu. Rasender Eisenhagel überschüttete die stürmenden Bolschewisten und zwang sie zum Einhalten. Fünfzig Meter vor uns gruben sie sich ein. Ich schoß, bis das Schloß in den Gleitschienen klemmte. Drei Kästen waren leer. Dann gaben wir unseren Platz auf.

An den Hauswänden entlang sprang ich weiter zurück, um endlich meine Kameraden zu erreichen. Unterwegs nahm ich ein Gewehr mit. In den Patronentaschen und in der Tuchhose hatte ich noch über hundert Schuß Gewehrmunition. Im Dorfinnern war eine Widerstandslinie gebildet worden, die unter allen Umständen gehalten werden mußte. Ziu — pfiff eine Kugel dicht an mir vorbei. Ich hatte mich schon gewundert, warum mich diese Hunde da drüben so besonders aufs Korn nahmen. Jetzt erst merkte ich es. Der rote Schal, den ich trug, war beim Ausziehen des Übermantels über das Schneehemd gerutscht. Kein Wunder, daß sich die Bolschewisten auf das großartige Ziel eingeschossen hatten. Wutentbrannt riß ich ihn vom Hals. Wir waren nun allein. Die 2-cm-Fla hatte sich verschossen und war nach hinten gefahren. Allerdings



Zeichnungen: Uffz. Edwin Grazioli

setzten jetzt unsere leichten und schweren Infanteriegeschütze mit einem herrlichen Feuerzauber ein. Alles das aber vermochte nichts gegen die schier unerschöpflichen Massen der Sowjets, die nun schon bei den ersten Häusern des Dorfes standen.

Die schwersten Minuten

Die wenigen von uns, die noch im Kampf standen, hatten sich hinter Hausecken verteilt und sicherten nach vorn. Um eine bessere Übersicht zu bekommen, trat ich in die Scheune vor mir. Das war mein Glück. Oben unter dem Dach war ein kleines Loch, geformt wie eine Schießscharte. Mühsam turnte ich über ein Faß und einige Balken, bis ich, völlig verkrümmt, an die Wand gedrückt, in Anschlag gehen konnte. Aber es lohnte sich. Die Sowjets, die sich ungesehen glaubten, bewegten sich frei zwischen den Häusern, ich brauchte nur den Finger zu krümmen. Obwohl sich die ersten auf dreißig Meter genähert hatten und unsere Lage eher noch hoffnungsloser geworden war, nahm mich jetzt plötzlich, als ich den Erfolg meiner Waffe sah, eine feste Siegesgewißheit gefangen, die mich ganz ruhig werden ließ.

Ganz unbeobachtet schien ich doch nicht zu sein. Der Kamerad, den ich neben mich gerufen hatte, um mein Feuer zu unterstützen, bekam durch die Balkenwand hindurch einen Oberschenkelschuß. Immer öfter splitterte das Holz der Scheunenwände. Das schwere feindliche Artilleriefeuer hatte aufgehört. Der Gegner nahm wohl an, der massierte Angriff hätte sein Ziel erreicht.

Die Hälfte der Verteidiger war ausgefallen. Draußen auf der Straße, zwischen brennenden Häusern, feuerte der Oberfeldwebel die Kameraden an. Ich hörte im Gefechtsläum seine durchdringende Stimme: „Aushalten bis zum letzten. Sonst ist alles verloren." Langsam nahm die Munition ab. Ich hatte mir schon einen MG.-Gurt um die Schultern gelegt, aus dem jede einzelne Patrone mühsam entfernt werden mußte.

Lange konnten wir nicht mehr aushalten.

Die Bajonette der Sowjets kamen näher. Da lag plötzlich ein zauberhaftes Brummen in der Luft. Dann tönten Rufe, Freudenschreie: „Unsere Sturmgeschütze!"

Vom Kompaniegefechtstand waren die schweren Waffen des Regimentes angefordert. In rasender Fahrt preschten die beiden Panzer über die Höhe, verfolgt vom wütenden Feuer der Sowjets. Aber sie kamen durch, und das war unsere Rettung.

In unserer Höhe hielten sie und richteten ihre Geschütze. Dann bebte die Erde, brüllte das Feuer aus der Mündung. Haus um Haus, in denen die Sowjets noch saßen, wurde in Brand geschossen. Sie spritzten auseinander, liefen über die Felder, verfolgt von unserem rollenden Feuer. Wie bei der Hasenjagd kam es mir vor. Mit den Sturmgeschützen rückten auch wir vor und säuberten den Dorfeingang. Hier sah ich die ersten Toten, ich muß sagen, ohne ein Gefühl des Grauens.

Die Sturmgeschütze hatten ihre Arbeit erledigt und fuhren nun zurück. Der Feind war abgeschlagen. Der Rest unserer Kompanie sammelte sich.

Später erfuhren wir, daß unseren ersten Zug, der an diesem Tage das Dorf verteidigte, ein sowjetisches Bataillon in Stärke von etwa 500 Mann angegriffen hatte. Davon blieben fast 400 Tote liegen. Unser Zug, 42 Mann stark, hatte zwanzig Ausfälle. Wir konnten stolz auf unseren Widerstand sein.

DUELL IM URWALD

SCHARFSCHÜTZEN AN DER KANDALAKSCHA-FRONT

Eng verzahnt sind die Frontlinien der W-Stellung in Lappland. Oft liegt nur ein winziger Streifen Niemandsland, ein verminter und verdrahteter Sperrgürtel zwischen Freund und Feind. An oder in diesen Minenfeldern aber liegen hüben und drüben die Stützpunkte mit ihren wachsamen Augen, den vorgeschobenen Posten.

Diese vorgeschobenen Sicherungen im einsamen, tiefverschneiten Urwald führen nun auch ihren Krieg; einen unbekannten, aber doch aufreibenden Krieg, den nur unerschrockene Männer mit starken Nerven durchstehen können. Täglich, stündlich flackert hier der Duellkampf unserer Grenadiere mit den sowjetischen Scharfschützen hin und her, ein unerbittlicher, harter Kampf; denn drüben haben die Bolschewisten ihre besten, zuverlässigsten Schützen im Anschlag liegen. Jetzt, im Polarwinter, der um diese Zeit immer noch anhält, wo man im wattigen Schnee bis an den Hals versinkt, ist dieser Vorpostenkampf besonders schwierig. Stunde um Stunde starren die Grenadiere in die weiße Wildnis und suchen — mit schmerzenden Augen oft — in dieser alles verschlingenden Winterwelt nach feindlichen Schneehemdgestalten mit weißen Gesichtsmasken und Kopfhauben. Nur der geschulte Blick, das scharfe Späherauge kann nach langer Beobachtung irgend etwas Verdächtiges, Unnatürliches entdecken. Wehe, wer nur eine Sekunde bei Tag und in den hellen Mondnächten unvorsichtig ist, wer durch eine verräterische Bewegung hüben oder drüben Aufmerksamkeit erregt! Urplötzlich zerreißt dann ein Schuß die Einsamkeit des Urwaldes — ein Schrei, ein Fluch oder lautes Stöhnen ist meist die Antwort, das Auge sieht eine weiße Haube in den Schnee sinken — Kopfschuß! Ist der erste Schuß aber kein Treffer, hat ein winziger Zweig das Geschoß abgelenkt, dann beginnt die große Nervenprobe, der Duellkampf auf Leben und Tod. Bruchteile von Sekunden früher den Feind im Zielfernrohr und den nächsten Schuß blitzschnell, nach Jägerart, hingeworfen, sind dann entscheidend. Der Geschwindere, der Gesündere, der mit den besseren Nerven bleibt Sieger! Stolze Zahlen werden in den Bunkern der Scharfschützen genannt; Zahlen, die mehr sagen als Worte. Zehn, zwölf, fünfzehn, zwanzig anerkannte Abschüsse in kurzer Zeit sind keine Seltenheit. Jawohl, anerkannt müssen sie sein! Es ist bei den Scharfschützen im Urwald wie bei den Jägern in der Luft. Zwei Zeugen müssen jeden „Abschuß", jede Vernichtung eines sowjetischen Gegners bestätigen. Und in diesen Abschußzahlen gipfeln auch der Erfolg und die Ruhe unserer Vorpostenkämpfer.

Vor wenigen Tagen nun trafen wir auf einen Meister unserer Scharfschützen, den Obergefreiten K. aus dem Protektorat Böhmen-Mähren. In acht Wochen hat dieser treffsichere Ödmarkkämpfer 31 bolschewistische Vorposten vernichtet, 24 mit und sieben ohne Zeugenbestätigung. Man sieht es dem kleinen, schmächtigen Obergefreiten gar nicht an, daß er sein Gewehr so meisterhaft zu handhaben versteht, daß seine gutmütigen, blauen Augen auch den gut getarnten Feind immer wieder entdecken. Nur das EK I. auf der Brust spricht von harter, soldatischer Bewährung. Bescheiden hält er sich zurück; doch seine Kameraden erzählen stolz von seinen unbekannten Taten, von hundertfach überwundener Gefahr, von den immer wiederkehrenden, unvergeßlichen Augenblicken, wo es hieß „Du oder ich"!

Ja, unsere Scharfschützen, unsere Grenadiere an der Kandalakschafront, behaupten sich schon gegen die besten sowjetischen Schützen. Der Jägersinn, jene naturhafte, gesunde Veranlagung, die ja in jedem von uns schlummert, ist hier im Vorpostenkampf bei unseren Soldaten wieder geweckt worden. Wie Luchse liegen sie bewegungslos Tag für Tag auf der Lauer, jederzeit bereit, mit sicherer Kugel zu den bolschewistischen Vorposten hinüberzulangen. Täglich beweisen unsere Grenadiere, daß sie auch diese Kampfesart des Urwaldkrieges beherrschen. Hier beim Scharfschützenduell, wo soldatische Tugenden gepaart mit ursprünglichem Jägerinstinkt allein entscheiden, sind sie die Überlegenen, die Besseren, die selbst der schnellen Abwehrbewegung des Feindes zuvorkommen.

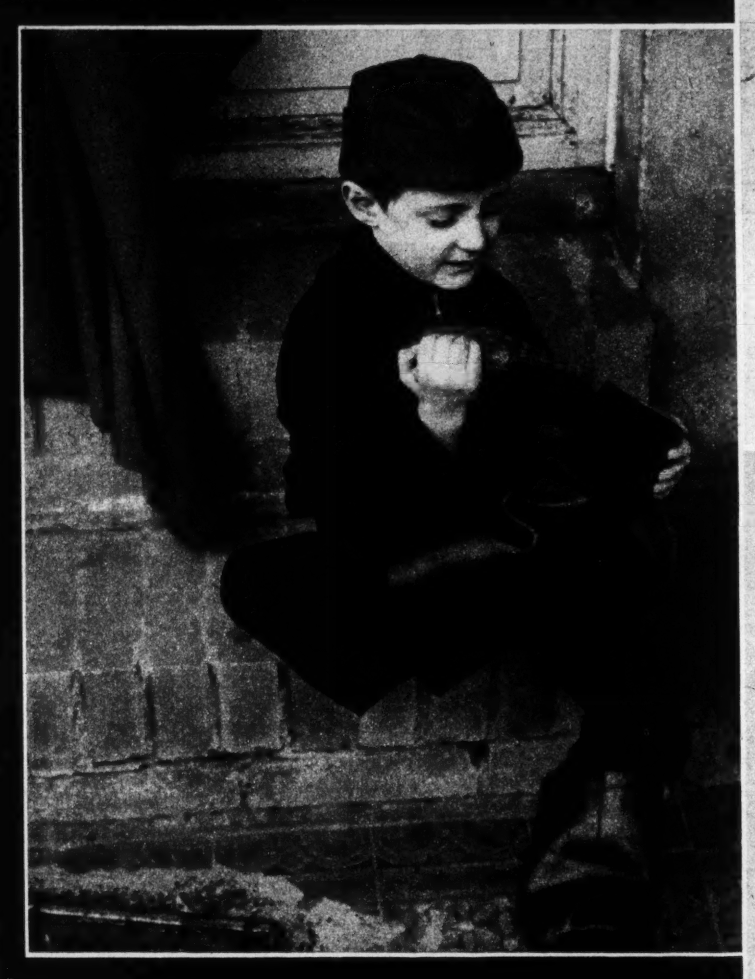
Kriegsberichter Ulrich Majewski

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Felde), Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25. Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin

In Sachen seines Vaters...

erscheint der fünfjährige Peter K. und gibt folgendes zu Protokoll:

„Ich bin kein Wehrmachtangehöriger. Die Uniform, die ich trage, ist die meines Vaters. Er ist augenblicklich auf Urlaub da. Ich gestehe, daß ich schon lange den Wunsch hatte, die Uniform einmal anzuziehen. Aber immer klappte es nicht. Bis Mutti heute morgen Vatis Sachen zum Lüften heraushing. Jetzt oder nie, dachte ich



1 In die Knobelbecher kam ich leicht hinein. Aber daß die Dinger so schwer sind, hätte ich nicht gedacht, Donnerwetter!

2 Der Uniformrock schien mir ein bißchen zu weit zu sein. Aber Vati sagte einmal, auf Kammer würde auch nicht viel danach gefragt, ob die Sachen genau passen. Also: er paßt!





3 Vatis „Dunstkiepe", wie er seinen Stahlhelm nennt, rutschte mir freilich ein bißchen wild auf dem Kopfe herum



4 Woher ich diese Armhaltung kenne? Auch von meinem Vati. Ich habe sie ihm abgeguckt, wenn er seinen Spieß nachmacht



5 Ja, als ich mich dann fertig eingekleidet hatte, stand ich unschlüssig am Gartenzaun. Ich war endlich Soldat — aber was nun tun?

6 Da hörte ich auf der Straße Gerhard und Klaus rufen. Nichts wie hin! Die sollten staunen! Kaum war ich draußen, kam ausgerechnet die Heeresstreife vorbei, die sich selbst durch meinen zackigen Gruß nicht beeindrucken ließ



Das Versprechen, es nie wieder zu tun, kann ich nicht abgeben."

v. g. u.

Peter K.

Aufnahmen: Gefr. Werner Kruse